

MÜNCHENER UNIVERSITÄTSREDEN

In Verbindung mit der Gesellschaft von Freunden und
Förderern der Universität
herausgegeben von Rektor und Senat

Heft 11

ÜBER
WOLFRAMS PARZIVAL

VON
CARL VON KRAUS



MÜNCHEN 1928

MAX HUEBER / VERLAG / MÜNCHEN NW. 12

Münchner Universitätsreden

- Heft 1. **Leopold Wenger**, Geheimrat, Univ.-Prof., **Von der Staatskunst der Römer**. Rede gehalten beim Antritt des Rektorats am 29. Nov. 24 . . . M. 1.—
- Heft 2. **Eduard Schwartz**, Geheimrat, Univ.-Prof., **Rede zur Reichsgründungsfeier der Universität München** am 17. Januar 25 . . . M. —.50
- Heft 3. **Carl von Kraus**, Geheimrat, Univ.-Prof., **Walther von der Vogelweide als Liebesdichter**, Rede am 4. März 25 . . . M. —.50
- Heft 4. **Jahrtausendfeier der Rheinlande**. Reden gehalten v. Rektor Geheimrat Univ.-Prof. Dr. **Leopold Wenger** und Geheimrat Univ.-Prof. Dr. **Hermann Oncken** . . . M. 1.—
- Heft 5. **Wilhelm Wien**, Geheimrat Professor Dr., **Universalität und Einzel-forschung**. Rektoratsrede . . . M. 1.—
- Heft 6. **Hermann Oncken**, Geheimrat Univ.-Prof., **Deutsche Vergangenheit und deutsche Zukunft**. Rede, gehalten bei der Reichsgründungs-feier am 16. Januar 1926 . . . M. —.80
- Heft 7. **Wilhelm Wien**, Geheimrat Professor Dr., **Vergangenheit, Gegen-wart und Zukunft der Physik**. Rede, gehalten beim Stiftungsfest der Universität München am 19. Juni 1926 . . . M. —.60
- Heft 8. **Karl Vossler**, Geheimrat, Univ.-Prof., **Politik u. Geistesleben** M.—.90
- Heft 9. **A. Sata**, Prof., Dr., **Letzte Wendungen des Japaner-Geistes, insbesondere der jüngeren Generation** . . . M. —.90
- Heft 10. **Vinzenz Schüpfer**, Geheimrat, Univ.-Professor, **Die Bedeutung des Waldes und der Forstwirtschaft für die Kultur im Wechsel der Zeiten**. Rede gehalten beim Antritt des Rektorats am 26. Nov. 1927 M. 2.—
- Heft 11. **Carl von Kraus**, Geheimrat, Univ.-Prof., **Über Wolframs Parzival**, Rede gehalten bei der Reichsgründungsfeier 1928 . . . M. —.75
- Heft 12. **Hermann Oncken**, Geheimrat, Universitäts-Professor, **Politik und Kriegsführung** . . . M. 1.50
- Früher ist erschienen:
- Karl Vossler**, Geheimrat, Univ.-Prof., **Die Universität als Bildungs-stätte**, Vortrag gehalten im Deutschen Studentenbund am 15. Dez. 22 M. —.50
- Karl Vossler**, Geheimrat, Univ.-Prof., **Das heutige Italien**, öffentlicher Vortrag gehalten am 31. 12. 23 . . . M. —.50

Münchner juristische Vorträge

Die Herausgabe wird durch einen Ausschuß der Juristischen Studiengesellschaft besorgt, der aus den Herren Oberlandesgerichtsrat Staatsrat Dr. K. MEYER, Universitätsprofessor Dr. E. RABEL und Justizrat Rechtsanwalt G. OTT besteht. — Die Redaktion betreffende Zuschriften sind an

Herrn Geh. Justizrat Professor RABEL, München, Leopoldstr. 18, zu richten.
Bisher sind erschienen:

- Heft 1. **Ernst Rabel**, Geheimrat, o. ö. Prof. an der Univ. München, **Aufgabe und Notwendigkeit der Rechtsvergleichung** (Subs.-Preis —.55) M. —.65
- Heft 2. **Erwin Riezler**, o. ö. Prof. a. d. Univ. Erlangen, **Die Abneigung gegen die Juristen** (Subs.-Preis —.50) . . . M. —.60
- Heft 3. **Ernst Wilmersdörffer**, Rechtsanwalt in München, **Das neue Reichs-bankgesetz und das Überweisungssystem nach dem Dawes-plan** (Subs.-Preis 1.—) . . . M. 1.20
- Heft 4. **Joh. David Sauerländer**, Ministerialrat im bayer. Ministerium der Justiz München, **Zivilprozeßnovelle und Zivilprozeßreform** (Subs.-Preis 1.20) . . . M. 1.50
- Heft 5. **Karl Geiler**, Rechtsanwalt und Univ.-Professor in Mannheim-Heidelberg, **Die Industriebelastung** (Subs.-Preis —.80) . . . M. 1.—
- Heft 6. **Adolf Weber**, Geheimrat, Prof. an der Universität München, **Wirtschaft und Politik** (Subs.-Preis —.80) . . . M. 1.—
- Heft 7. **Fritz Keidel**, Rat am Oberlandesgericht München, **Aufwertung nach bürgerlichem Recht und nach der Dritten Steuernotver-ordnung** (Subs.-Preis 1.20) . . . M. 1.40
- Heft 8. **Otto von Zwiedineck-Südenhorst**, Geheimrat, o. ö. Professor an der Universität München, **Macht oder ökonomisches Gesetz** (Subs.-Preis —.80) . . . M. 1.—
- Heft 9. **Nikodem Caro**, Geh. Regierungsrat, **Die Kartellgerichte und ihre Auswirkungen** (Subs.-Preis 1.30) . . . M. 1.60
- Heft 10. **Franz Schlegelberger**, Geheimer Regierungsrat, **Aufwertungs-fragen** (Suos.-Preis 1.60) . . . M. 2.—

Es empfiehlt sich die Münchner juristischen Vorträge zu subscribieren, da nur wichtige Themen behandelt werden. — Jedes Heft ist auch einzeln käuflich.

ÜBER WOLFRAMS PARZIVAL

REDE

GEHALTEN BEI DER REICHSGRÜNDUNGSFEIER

DER UNIVERSITÄT MÜNCHEN

AM 18. JANUAR 1928

VON

CARL VON KRAUS



MÜNCHEN 1928

MAX HUEBER/VERLAG/MÜNCHEN NW.12

Die weihvollen Töne, mit denen Richard Wagner seinen Parsifal eröffnet, sind verklungen und noch schwingen in unserer Seele die ergreifenden Motive nach, die der Meister für den Gral und seinen kranken König, für den Glauben und für das heilige Mahl gefunden hat.

Es war im Jahre 1857, als er bei Wesendoncks weilte: da faßte er den Plan zu seinem Weihefestspiel. „Am Karfreitag,“ so schreibt er, „erwachte ich zum erstenmal in diesem Hause bei vollem Sonnenschein: das Häuschen war ergrünt, die Vögel sangen . . . Hievon erfüllt, sagte ich mir plötzlich, daß heute ja Karfreitag sei, und entsann mich, wie bedeutungsvoll diese Mahnung mir schon einmal in Wolframs ‚Parzival‘ aufgefallen war. Seit jenem Aufenthalt in Marienbad, wo ich die ‚Meistersinger‘ und ‚Lohengrin‘ konzipierte, hatte ich mich nie wieder mit jenem Gedichte beschäftigt; jetzt trat sein idealer Gehalt in überwältigender Form an mich heran, und von dem Karfreitagsgedanken aus konzipierte ich schnell ein ganzes Drama, welches ich, in drei Akte geteilt, sofort mit wenigen Zügen flüchtig skizzierte.“

Mit der Intuition des Künstlers hat hier Wagner empfunden, was der gelehrteste Kenner, Carl Lachmann, in der Vorrede zu seiner Ausgabe der Werke Wolframs zum Ausdruck brachte: „Diese Gedichte werden dem Leser nicht etwa verzeihliche wohlgemeinte Versuche eines unschuldigen kunstlosen Dranges scheinen, sondern die edelste reichste Blüte einer bewußten und zum Klassischen ausgebildeten Poesie, die ebensowenig nur für ein schwaches Vorspiel der heutigen gelten kann, als etwa das Deutsche Reich für einen geringen Anfang zum Deutschen Bunde.“

Aber Wolfram hat es schon seinen Zeitgenossen nicht leicht gemacht; denn wie alle wahren Dichter meint er zwar stets, was er sagt, aber er sagt oft nicht, was er meint.

Um wieviel schwerer wird es der Gegenwart, ihm gerecht zu werden, da uns sieben Jahrhunderte von seinem Werk trennen, die eine breite Kluft aufgetan haben, nicht nur in der Sprache und der Verskunst, sondern in den ganzen Anschauungen, in dem Verhältnis zur Welt wie zu Gott. So mag es verzeihlich sein, wenn ich am heutigen Gedenktage, dessen historische und nationale Bedeutung berufene Kollegen schon so oft und mannigfach von dieser Stelle aus verkündet haben, die Erinnerung an einen Dichter wecke, der im Mittelalter unser größter gewesen ist, der sich selbst einen Bayern nennt und dabei in seiner Kunst die Ideale am deutlichsten offenbart, die bei uns Deutschen ohne Unterschied des Stammes und der Zeiten als die höchsten gelten.

Mit tiefsinnigen Gleichnissen und erhabenen Gedanken hebt Wolfram an, um das letzte Ziel seiner Dichtung zu offenbaren, die unermüdlich vor dem Hörer fliehen und ihn wieder vorwärtsjagen wird, die ihm entweicht und dann wieder Kehrt macht, die erniedrigen und erhöhen wird. Und dieses Ziel, es ist: vor dem Zweifel, vor der Untreue zu warnen. Des Treulosen wartet die ewige Verdammnis, den Getreuen nimmt der Himmel auf. Zwischen ihnen aber steht ein Dritter, das ist der, der unermüdlich und mit männlichem Sinne strebt, wenn ihn auch der Zweifel ankommt: an ihm haben beide, Himmel und Hölle, ihren Teil, und doch mag er einstweilen noch froh sein, denn noch hält er sein Schicksal in der eigenen Hand. Er gleicht der schillernden Elster, so wie der Schwarze nach der unausgesprochenen, aber klar erkennbaren Meinung Wolframs dem ungetreuen Raben der Sintflut, der über dem nächstbesten Aase den Auftrag seines Pflegers Noe vergaß, während das Symbol des Weißen, die treue Taube, mit dem Ölzweig zur Arche zurückkehrte. Der Fürst aller Untreue aber ist Lucifer, der gegen den Herrn aller

Herren aufstand und darum all seine Gefolgsleute zu sich in die Hölle zieht; der König aller Treue Christus, der sein heiliges Blut für die Menschheit dahin gab.

Wolfram wird nicht müde, vor dem trügerischen Wesen des Ungetreuen zu warnen: unbeständig und vergänglich nennt er ihn wie das Bild im Spiegel eines zerbrechlichen Glases, und wie den Traum, der dem Blinden für einen kurzen Augenblick das Gesicht vortäuscht; man kann ihn nicht greifen, so wenig wie die innere Fläche der Hand, wo nie ein Haar wuchs. Seine Treue verschwindet wie Feuer im Brunnen und wie Tau vor der Sonne.

Den Frauen aber legt er außer der Treue noch Reinheit, Schamhaftigkeit und Gefühl für alles, was angemessen ist, ans Herz. Weibliches Fühlen ist mehr als weibliche Schönheit.

Und nun grüßt er, wie ein Prophet in die Zukunft blickend, seinen Helden lange bevor er das Licht erblickt. Seine Erzählung soll künden von der Mannheit eines Mannes, der sich, wo es hart herging, nie beugen ließ, dessen Herz unerschütterlich stand hielt, im Kampfe ein Stahl, ein Sieger, aber langsam zur Weisheit reifend, für die Augen der Frauen süß, für ihre Herzen bitter, und nur vor einem stets auf der Flucht: vor allem was unedel.

Dies das gewaltige Vorspiel, in dem der Orgelpunkt erklingt, der durch das ganze weitere Spiel hin bald lauter, bald wieder leiser, vernehmlich bleibt. Und nun beginnt dieses Spiel von dem Elsterfarbenen, an dessen Seele Himmel und Hölle ihren Teil haben, bis der unermüdlich strebende Mannessinn den Helden zum höchsten Ziele führt. So mannigfach auch der Dichterkomponist des 19. Jahrhunderts an dem zur Rezitation bestimmten umfangreichen Epos des 13. Jahrhunderts geändert hat, die allerwichtigsten Teile der Handlung blieben doch erhalten, und so darf ich mich begnügen, anzudeuten, wie Wolfram,

der große Meister der Komposition, auf die er oft zu sprechen kommt und die ihm mehr Sorgen bereitet hat als irgendeinem seiner Zeitgenossen, das Thema seiner Einleitung in einigen Hauptmotiven durchgeführt hat.

Wir hören zunächst von den Eltern Parzivals und sollen sehen, wie Anlagen und Schicksal vorausgegangener Geschlechter Art und Leben des kommenden bestimmen. Gahmuret, der Vater, aus königlichem Geschlecht, hat das Streben nach dem Hohen: lieber schweift er auf Ritterfahrten in die weite Ferne des Orients als zu Hause in bequemer Ruhe das halbe Erbe zu genießen, das ihm der Bruder anbietet; und nur dem gewaltigsten aller irdischen Könige will er seine Dienste schenken. Ritterschaft und Minne: das sind die Leitsterne seines Lebens. Die Minne bringt ihn in unklare und schwierige Verhältnisse, und die Ritterschaft wird ihm, wie schon zwei seiner Ahnen, zum Verderben. Sie treibt ihn fort von der geliebten Frau und bereitet ihm ein frühes Ende. Viel von seinen glänzenden Tugenden ist auf Parzival übergegangen. Aber so hoch auch sein Streben, es greift doch nie über irdische Ziele hinaus, und so erwirbt er durch Ritterschaft und Minne zwar Frauenliebe, Ruhm und Königreiche, aber keinen Gral. Und seine Treue bewährt sich mehr im Herrendienste als in dem der Frauen, denen allen seine Liebe irgendwie Unheil bringt. — Die Treue in allen Beziehungen, zu Gott wie zu den Menschen, und dazu Reinheit des Herzens hat die Mutter, Herzeloyde, die ihren Gatten mehr liebt als je eine Frau geliebt hat, die nur lebt in der Hoffnung auf seine Wiederkehr, die sich bei der Nachricht von seinem Tode selbst den Tod geben möchte, würde sie damit nicht treulos gegen den Mann, von dem sie als Unterpfand seiner Liebe das Kind im Schoße trägt; die nach der Geburt dieses Kindes alle Pracht ihrer Stellung aufgibt und sich in freiwilliger Armut in

die Waldeinsamkeit flüchtet, wo ihr selbst die unschuldige und Frauen so natürliche Freude an den Blumen schwindet. Und der schließlich der Wegzug des Sohnes das treue Herz bricht.

So hat Parzival von beiden Teilen köstliches Erbe mitbekommen auf seinen Lebensweg, das edelste von der Mutter. Aber er soll nach den Worten der Einleitung nur langsam zur Erkenntnis reifen, und so schlägt zuerst die vom Vater angestammte Art durch. Der Gesang der Vögel macht ihm die kleine Brust schwellen vor unklarem Sehnen; die Mutter freilich sieht klar: es ist die Sehnsucht nach Ritterschaft, die ja auch dem Gatten so oft die männliche Brust geschwellt hatte. Auch später, da er bei Gurnemanz die höfisch-ritterliche Erziehung bekommt, die ihm die Mutter sorglich vorenthalten, und damit, wie durch seine Tapferkeit, die edle Gattin Kundwiramurs gewonnen hatte, behält das Erbe des Vaters noch die Obermacht: ruhiges Glück trägt ausruhend zu genießen ist ihm nicht gegeben. Der Drang nach Abenteuern treibt ihn von ihr fort in die Ferne. Aber doch auch eine Mahnung der Treue, wie sie Gahmuret nicht kannte: die Sehnsucht, die Mutter wiederzusehen. Und nun führt Wolfram bei den mannigfachsten Gelegenheiten das Ringen in der Brust seines Helden vor, bis am Ende der väterliche Mannessinn sich im schwersten Kampfe bewährt und die Treue von der Mutter her der Verführung dämonischer Schönheit stand hält.

Langsam soll der Held zur Weisheit heranreifen. Die Lehren der Mutter und später des Gurnemanz nimmt er, noch unreif und unfrei, allzu buchstäblich oder wendet sie am unrichten Ort an: dadurch bringt er eine edle Frau in schwersten Verdacht und Kummer, verlängert das qualvolle Leiden des Anfortas bei seinem ersten Besuche auf Munsalvaesche und verscherzt die Krone des Grales. Dagegen läßt er wieder eine Lehre der Mutter an ihr Kind,

sich vor Untreue und Zweifel zu hüten und sich in dessen Treue zu geben, der noch einem jeden geholfen hat, der ihn anrief in seiner Not: diese Lehre liebender Einfalt, die doch die größte Weisheit ist, läßt er zur Gefahr seiner Seele ungenutzt, als ihn das Leben in seine harte Schule genommen und er sie am meisten benötigt hätte: da ihm alles fehlgeschlagen, da er, schuldlos schuldig geworden, den Tod der Mutter und eines Verwandten auf seinem Gewissen, den Gral für immer entschwunden wähnt und selbst den Sitz an der Tafelrunde des Königs Artus, das Ideal des Kindes bei seinem Auszug ins Leben, mit Schimpf verlassen muß. Und so wird er wankend im Glauben an Gott, und kündet ihm den Dienst auf mit denselben Worten, die er einst in unschuldiger Neugier an die Mutter gerichtet hatte, mit dem Rufe: „Weh, was ist Gott?“ Nun sind die ahnungsvollen Worte Herzeloysdens erfüllt, die sie sprach, als sie dem Neugeborenen zum ersten Male ihre Brust reichte: „Wer den Zorn des Erlösers, der aus Treue zu uns den Tod auf sich nahm, leicht nimmt, dessen Seele hat es schwer, zu hoffen, mag er auch sonst rein sein.“ Erst der Lehre des Einsiedlers gelingt es, nachdem anderes mitgeholfen hat, den Kampf zwischen Diesseits und Jenseits in der Brust Parzivals zu einem harmonischen Frieden zu schlichten und ihm den Weg zu weisen, der ihn zum höchsten Ziele bringt.

Wendepunkte seines Schicksals bezeichnet auch stets das Zusammentreffen mit seiner Verwandten Sigune, jener rührenden Gestalt, die einst in einer Anwandlung kindischer Caprice den Geliebten auf todbringende Fahrt entsendet hat, und die nun, den einbalsamierten Leichnam im Schoße, einer Pietà gleichend, das ganze künftige Leben der Trauer und dem Gebet weiht. Dreimal führt den Parzival sein Weg an ihrer Klausur vorbei: nach dem Wegzug von der Mutter, ein andermal nach dem

Verlust des Grales, und dann wieder im Zustand seines Haders mit Gott. Als er am Ziel seiner Wünsche angelangt ist, sendet er in dankbarer Treue nach ihrer Klause. Aber die Boten treffen sie entseelt, noch immer den toten Geliebten mit den erstarrten Armen umschlingend. „Sie hat ihn nun genug beklagt, und Parzival bedarf keiner Führerin mehr.“

Auch das Walten höherer Mächte im Leben des Helden tritt unaufdringlich, aber deutlich genug hervor. Ein scheinbarer Zufall führt einige Artusritter in den einsamen Wald, und ihr glänzender Anblick bringt im Knaben die angestammte Art zum Durchbruch. Einmal läßt er seinem Rosse die Zügel, und es führt ihn zur Burg des Grales. Ein zweites Mal tut er es am Karfreitag, jetzt schon besser der mütterlichen Lehre eingedenk, mit den Worten: „Wenn heute Gottes hilfreicher Tag ist, so helfe er, wenn er helfen kann.“ Und Gott hilft: das Tier bringt ihn zur Klause des Einsiedlers, der den lichten Mächten in Parzivals Seele zum Sieg verhelfen wird.

Solche Kunst der Komposition tritt beim Studium der Dichtung allerorten hervor, und jede Lesung offenbart neue Wunder. —

So ist denn das Werk sicherlich die Frucht langer Jahre gewesen. Oft verraten sich Pausen, während deren der Dichter geruht hat, an allerlei Wechsel der Technik. Auch meint man, daß er es mehrfach überarbeitet hat.

Der Eindruck muß gleich, nachdem es bekannt geworden war, ein ganz gewaltiger und höchst überraschender gewesen sein. Ein Zeitgenosse und Landsmann Wolframs, Wirnt von Grafenberg, hatte sein eigenes Epos, den Wigalois, in der Manier Hartmanns etwa bis zur Mitte geführt: da kamen ihm die ersten sechs Bücher des Parzival zu, und nun folgt er dem neuen Stern.

Wie unerhört man diese Art von Kunst empfand, sehen

wir besonders deutlich an der Kritik, die Gottfried von Straßburg an der literarischen Stelle seines Tristan geübt hat. Zuerst rühmt er die Kunst Hartmanns von Aue mit weiser Kennerschaft. Dann aber wirft er einem, den er nicht nennt, der aber kein anderer sein kann als unser Wolfram, die schlimmsten Dinge vor: eine ungehobelte und dunkle Sprache, Formlosigkeit und abenteuerliche Erfindung und noch manches mehr. Hier spricht der Haß; aber ein ehrlicher, denn er fließt nicht aus Neid und Scheelsucht, sondern Gottfrieds Welt war die Hartmanns, Wolfram dagegen lebte in einer andern.

Werfen wir einen Blick auf die Art von Hartmanns Kunst! Nimmt man eine seiner Erzählungen zur Hand, so gewinnt man sofort den Eindruck: dieser Dichter ist ein überaus anmutiger und liebenswürdiger Idealist der Darstellung. Auf das Problem der Gestaltung kommt es ihm nicht viel an. Er folgt darin seinen französischen Quellen in allem Wesentlichen recht getreu: darin also liegt nicht seine Bedeutung in der Geschichte unserer Literatur. Sie beruht vielmehr in der vollendeten Meisterschaft, mit der er erzählt. Das hat auch Gottfried, dieser feine Kenner, deutlich empfunden und ausgesprochen: er rühmt die kristallene Klarheit seiner kultivierten und anmutigen Rede und die vollendete Beherrschung der Technik. Eingehende Beschäftigung hat dieses Urteil bestätigt. Hartmann ist tatsächlich der erste höfische Epiker, der so erzählt, daß wir beim Zuhören niemals verletzt oder gestört werden. Er weiß mit einer von Werk zu Werk fortschreitenden Kunst, hinter der eine bewunderungswürdige energische Arbeit steckt, alles fernzuhalten, was den reinen Genuß trüben könnte. Ungenaue oder mundartliche Reime, altertümliche Wörter, abgebrauchte Formeln, gezwungene Wortstellung um des Verses oder Reimes willen, über all das ist er hinausgekommen. —

Aber er ist nicht nur der Meister des Meidens. Er hat auch positive Tugenden. Vor allem die Vollendung, mit der er den Vers zu einem idealisierten Abbild der feinen natürlichen Rede seiner Zeit gestaltet hat. Da ist nichts mehr von dem dröhnenden Pathos früherer Reckendichtungen, um so mehr kommt das Kleine und Feine zu seinem Rechte. Eine wohlüberlegte, pointierte Vortragsart verlangen seine Verse, wenig stimmlichen, aber viel geistigen Aufwand. So ist Hartmann groß im kleinen. Aber „auch kleine Dinge können uns entzücken, auch kleine Dinge können teuer sein“ erklingt es in einem schönen Liede Hugo Wolfs.

Wolfram nun zeigt in vielem das gerade Gegenteil. Schon in der Wahl der Stoffe und ihrer Behandlung. In Hartmanns Erec wie in seinem Jwein steht der Widerstreit zwischen den Pflichten der Ritterschaft und denen der Ehe im Mittelpunkt. Aber diese Idee ist so umrankt von äußerlichen Abenteuern, daß es fast aussieht, als wäre sie nur gewählt, um einen Vorwand für die Erzählung märchenhafter Tapferkeitsproben zu geben. Was ihnen fehlt, das ist der symbolische Gehalt. Wohl werden wir angenehm interessiert oder gerührt oder erbaut, aber wir werden doch nicht die Empfindung los: es ist zeitgebundene Dichtung, nicht der farbige Abglanz zeitlosen Lebens, wie bei Wolfram: der Weg, den sein Parzival geht, aus der Enge des äußerlich Erlernten und Anerzogenen, ja durch Sünd und Fehl und über Jahre des Zweifels hin zu einem freien Menschentum, den wandelt auf seine besondere Weise wohl jeder innerlich veranlagte Mensch zu allen Zeiten; und eine Gestalt wie Kyburg in dem andern großen Epos Wolframs, die ihrem Gatten in unerschütterlicher Treue zur Seite steht, wo alle andern, auch tapfere Helden verzagen, die gehört nicht nur einem Jahrhundert an.

Dazu der Unterschied in der Kunst, lebendige Charaktere zu zeichnen. Was die Damen und die Ritter bei Hartmann erleben, ist wohl verschieden, sie selbst aber sind Typen, die Männer tapfer und gewandt, die Damen wohlerzogen und anmutig. Ganz anders im Parzival! Neben dem Helden steht sein Freund Gawan, der von Abenteuer zu Abenteuer eilt, ein weltfroher und eleganter Frauenjäger, die echte Verkörperung der äußerlichen Seite des Rittertums. Dann zwei greise Gestalten, der eine, Parzivals Lehrmeister in den höfischen Formen, noch im Alter das Ideal des Lebens im Rittertum erblickend; der andere, Parzivals Lehrmeister im Glauben, der im Alter die Nichtigkeit der Welt erkennt und den Rest seiner Tage im einsamen Walde Gott weiht. Ein feiger Prahlhans und ein forscher Draufgänger. Ein Kind wie Sigune, in deren unschuldigem Herzen die Liebe Wurzel schlägt und sich breitet, und dann wieder spröde und leichtsinnige, kokette und hingebende Frauen; alle Stände und alle Lebensalter. Und menschliches Leiden in mannigfachsten Formen: das körperliche des Gralkönigs, der Sturm der Gefühle im Herzen der Mutter, da sie den Sohn gebiert, wenige Wochen nachdem sie den Tod des Gatten erfahren hat; die Verzweiflung des umherirrenden Parzival, da er, dem Gral schon nahe, ihn wieder verloren; und sein jäher Sturz von der Höhe ritterlicher Ehren in die Tiefen der Verachtung.

Dazu eine überwältigende Fülle äußerer Bilder: wir kommen zur dürftigen Klause des Einsiedlers, erleben die Schrecken einer Hungersnot in der belagerten Stadt, und staunen dann wieder über die unerdenkliche Fülle von Pracht und Reichtum in der Burg des Grales.

Und eine fabelhafte Kunst, die wechselnde Landschaft beziehungsvoll zum Hintergrund der wechselnden Geschehnisse zu machen. Da ist nicht die ständige Deko-

ration der immergrünen Linde mit den Vogelstimmen darüber. Bald führt uns Wolfram durch blumige Wiesen und an ein schmales Wasser, das ein Hahn überschreiten könnte, dann kommen wir in die düstere Einsamkeit des wilden Waldes, wo Stämme den Weg versperren, der nur durch spärliche Gleisspuren angedeutet ist. Hier ein sanftrieselnder Quell, der dem Klausner Labe spendet, dort der reißende Strom; bald geht der Weg über feste Brücken, bald über schwanke Fähren.

Und nun noch der ganze Wechsel der Jahreszeiten! Der reiche Dichter hatte gut spotten über Artus, den meienbaeren man, bei dem alle Abenteuer zu Pfingsten stattfinden, im wunderschönen Monat Mai. Das ist Auflehnung gegen die schönfärbende Monotonie der Artusepen. Bei Wolfram gehen wir durch das ganze Jahr: vom Frühling, der mit seinem Vogelsang die Brust des Kindes zum Zerspringen schwellt, bis zum harten Winter, der dem eisengepanzten Ritter die Glieder mit seinem Frost fesselt.

Mannigfach wie diese Bilder sind auch die Formen seines Stils. Obwohl er nicht durch rhetorische Mittel glänzt, ist seine Sprache doch von wunderbarer Ausdrucksfähigkeit. Allerdings: er ist ein vielbelesener, aber kein schulmäßig gebildeter Mann. Und so ist er in der Wahl der Ausdrucksmittel weit weniger ängstlich als Hartmann, gebraucht Volkstümliches und Traditionelles, da und dort auch abgegriffene Redensarten oder ungehobelte Ausdrücke und gestattet sich alle Freiheiten der gesprochenen Sprache.

Wenn er trotzdem mehr Sprachschöpfer geworden ist als andere Erzähler seiner Zeit, so kommt das wohl daher, daß er, durch Schulregeln nicht beengt, zur Sprache in einem selbsterworbenen vertrauten Verhältnis steht und das Bildliche einer Redensart stets wieder frisch und neu empfindet.

Auch die Kunst, das Ethos einer Stelle durch geeignete Wortwahl zu steigern, besitzt er in höherem Grade als irgend ein anderer. So, wenn Parzival zum ersten Male in die Burg des Grales kommt: Wie wird da der Eindruck des Geheimnisvollen, Exotischen, Prächtigen auch durch die Wahl unerhörter Worte, Reime und Wortbildungen erhöht: bis endlich der Gral selbst erscheint: erdenwunsches überwal: das was hinausgreift über alles Wählen irdischen Wunsches: so ist der Einzige Gral auch mit einem Wort bezeichnet, das nie zuvor für etwas anderes in Gebrauch war.

Ähnlichen Zwecken dienen oft die Fremdwörter: der pareliure Plato und Sibille diu prophetisse sind an ihrer Stelle von einer mystischen Wirkung, die der „Redner“ Plato oder die „Weissagerin“ Sibille nie erreichen würden. —

Wolframs Verskunst ist natürlich, hält sich mehr an die ältere Art und ist von der Finesse und dem Raffinement Hartmanns oder gar Gottfrieds weit entfernt. Aber freilich: dort wo das Gefühl übermächtig wird, da springt auch die Rhythmik aus den gewohnten Bahnen und führt zu Wirkungen, die kein anderer erreicht hat. So bei der berühmten Szene, wo Parzival die drei Blutstropfen im Schnee erblickt: die Mischung von Rot und Weiß, sie gemahnt ihn an dasselbe Spiel der Farben im Antlitz seiner geliebten Gattin, die ihm schon so lange fern ist. Und er versinkt in sehnüchziges Träumen:

dô dâhter: wer hât sînen vlîz
gewant an dise varwe klâr?

Und nun, nach einem zweimaligen Anruf der Gattin: Cundwîramûrs, mit der Betonung, die die gewöhnliche ist, steigern sich Verzückung und Entrücktheit, bis er den ganzen Vers füllt mit dem langsam verhallenden Seufzer: Cúndwîrámuirs. —

So stellt sich der Parzival in einigen wenigen Hauptzügen uns heute dar. Sein Ruhm ist durch Jahrhunderte gegangen, er gehörte im ganzen Mittelalter zu den meistgelesenen, meist abgeschrieben und am stärksten wirkenden Schöpfungen der deutschen Literatur. Nach Zeiten, in denen das Werk dann unbeachtet in den Bibliotheken lag, hat das letzte Jahrhundert seinen Wert wieder erkannt, und nun wird es wohl für immer als das gelten, was es ist: eines der großen Heiligtümer unserer Kunst. So ist es wohl wert der Betrachtung an einem so hohen Festtage wie dem heutigen, da vor fast zwei Generationen das Deutsche Reich wieder aufgerichtet wurde. —

Ich nahm vor kurzem ein kleines abgegriffenes Büchlein zur Hand, aus dem mein erblindeter und von Alter und Krankheit gebeugter Großvater in Wien sich zur Erhebung vorlesen ließ: die Sammlung der amtlichen Depeschen vom Kriegsschauplatz 1870/71. Den Schluß bildet die Nachricht, die Wilhelm I. an die Kaiserin-Königin in Berlin sandte, datiert „Versailles, den 2. März 1871“:

„Soeben habe ich den Friedensschluß ratifiziert, nachdem er schon gestern in Bordeaux von der Nationalversammlung angenommen worden ist. Soweit ist also das große Werk vollendet, welches durch siebenmonatliche siegreiche Kämpfe errungen wurde: Dank der Tapferkeit, Hingebung und Ausdauer des unvergleichlichen Heeres in allen seinen Teilen und der Opferfreudigkeit des Vaterlandes. Der Herr der Heerscharen hat überall unsere Unternehmungen sichtlich gesegnet und daher diesen ehrenvollen Frieden in seiner Gnade gelingen lassen! Ihm sei die Ehre! Der Armee und dem Vaterlande mit tieferregtem Herzen meinen Dank!“

Mit dem erfolgten Friedensschluß erhielt der stolze Bau des Neuen Deutschen Reiches, dessen Herstellung heute vor 57 Jahren proklamiert worden war, seine Krönung.

Seither hat sich das Rad des Glückes, wie wir alle erfahren haben, wieder einmal gedreht. So wie die Märe von Parzival kündet auch die Geschichte von Erhöhung und Erniedrigung. Aber wir wollen fest darauf vertrauen, daß auch unser Reich wieder zur Höhe aufsteigen wird, wenn wir ihm nur in Treue, mit unverzagtmännlichem Sinn, voll hohen Strebens und mit einem reinen Herzen dienen.

Den Ausklang unserer Feier aber soll das Werk eines Mannes bilden, in dessen Brust Himmel und Hölle auch harte Kämpfe fochten, der der Treue des Weibes in seinem Fidelio ein unvergängliches Denkmal gesetzt und in andern seiner Schöpfungen das Ringen der Seele und das Erhabene eines männlichen Sinnes stärker als je einer in Tönen zum Ausdruck gebracht hat. Und so möge das Finale seiner V. Symphonie erklingen als Ausdruck unseres festen Entschlusses, jeder an seinem Platze und nach seinen Kräften mitzutun am heiligen Werke der Aufrichtung unseres geliebten Vaterlandes.

NACHWORT.

Es ist mir ein Bedürfnis, Herrn Generalmusikdirektor Hans Knappertsbusch, Ehrenbürger unserer Universität, der mit der Künstlerschar des Nationaltheaters der Feier die musikalische Weihe gab, für die Bereitwilligkeit, mit der er auf meine Wünsche bezüglich des Programms einging, verbindlichst zu danken.

Für wissenschaftliche Anregungen bin ich besonders den Abhandlungen Carl Lachmanns, Gustav Ehrismanns und Konrad Zwierzinas verpflichtet.

WORTKUNST

UNTERSUCHUNGEN ZUR SPRACH- UND LITERATURGESCHICHTE

Herausgegeben von Oskar Walzel / Bonn — Neue Folge / Erstes bis drittes Heft

Luise Thon: Die Sprache des deutschen Impressionismus

VIII. 176 Seiten, gr.8°. Broschiert Mark 7.50

Kurt Broesel: Veranschaulichung im Realismus, Impressionismus und Frühexpressionismus

VIII. 64 Seiten, gr.8°. Broschiert Mark 2.50

Felix von Trojan, Privatdozent, Universität Wien:

Die Handlungstypen im Epos / Die Homerische Ilias

ca. 160 Seiten, gr.8° mit einer Tafel und tabellarischen Übersicht. Broschiert ca. Mark 7.50

Früher erschienen außerhalb der Sammlung:

Philipp Lersch, Berlin: Der Traum in der deutschen Romantik

70 Seiten, gr.8°. Broschiert Mark 1.50, gebunden Mark 2.50

Germania / 16. Dezember 1923. Der Traum in der deutschen Romantik wird sicher nicht nur bei den Spezialisten Interesse finden. Der Forscher erläutert hier an Beispielen den Anspruch Novalis', daß die Träume sehr viel zur Kultur und Bildung der Menschheit beigetragen haben, daß die Traumversenktheit dem Romantischen ureigen ist und in dem Grade, in welchem das Romantische verschwindet, auch jener Traum sich hebt.

H. Lipmann, Dramaturg, Berlin: Georg Büchner und die Romantik

VIII. 137 Seiten, gr.8°. Broschiert Mark 3.—, gebunden Mark 4.—

Die schöne Literatur Nr. 1 / 15. Januar 1924. Eine ausgezeichnete Arbeit aus der Schule Fritz Strichs, dessen „Klassik und Romantik“ hier kürzlich gewürdigt wurde. Nicht um die Äußerungen Büchners über einzelne Romantiker geht es hier oder um Aufzeichnung von Parallelstellen und daraus zu erschließende Abhängigkeit, sondern um einen Wesens- und Stilvergleich. Die Weltanschauung, das Verhältnis zur Natur, zum Volk, zur Politik, das Wesen der Komödie und Tragödie werden bei den Romantikern, insbesondere Tieck, und bei Büchner gegenübergestellt, das Gemeinsame und das Trennende aufgeheilt. Besonders wertvoll ist das Schlußkapital „Die Form“, das das Zeiterlebnis, das Verhältnis zur Geschichte und das Raumerleben, den musikalischen und den malerischen Ausdruck auf beiden Seiten sehr feinfühlig und scharfsinnig charakterisiert und den Gestaltungsgegensatz in dem Begriffspaare Symbol und Gestalt zusammenfaßt, ohne zu übersehen, was Büchner von der „Gestalt“ der Klassik scheidet. Was dabei herauskommt, ist eine tiefer dringende Charakteristik Büchners und seiner Werke, als andere Schriften sie bieten, wenn schon man einige Akzente anders zu setzen geneigt ist, und eine überzeugende Herausarbeitung seiner Sonderstellung in dem Übergang von der Romantik zum Jungen Deutschland. Auch über sein Verhältnis zum Jungen Deutschland und zum Naturalismus fallen gute Bemerkungen, wie andererseits auch zur Charakteristik der Romantik manche feine und glückliche, freilich auch einige anfechtbare, Formulierungen sich finden. Paul Kluckhohn

Lore Feist, Berlin: Rahel Varnhagen zwischen Romantik und Jungem Deutschland

88 Seiten, gr.8°. Broschiert Mark 2.50

MAX HUEBER / VERLAG / MÜNCHEN NW. 12

MARIANNE THALMANN

Privatdozentin an der Universität Wien

GESTALTUNGSFRAGEN DER LYRIK

127 Seiten 8° mit 16 Tafeln. Broschiert Mark 5.50

Vorwort — Einleitung — Initiale und Schlußstücke — Gliederung des Bandes
Die Titel-Ornamentik des Bandes — Der Lebensgehalt der Ornamentik
Historische Übergänge — Ergebnisse — Anhang — Tabellen und Texte

In der vorliegenden Studie hat die Verfasserin versucht, aus der Zusammenstellung von Gedichtbänden und Gedichtsammlungen einen Gestaltungswillen des betreffenden Autors zu erleben. Sie konstruiert damit gewissermaßen einen Stil höherer Ordnung als den, der durch die Umsetzung seelischen Erlebens in die Lyrik mittels ästhetischer Gesetze hervorgerufen wird. Sie untersucht die Gliederung von Gedichtbänden, ihre Ornamentik, die zusammenhängende Bedeutung ihrer Titel, um so zu typischen Ergebnissen zu gelangen, die über die individuelle dichterische Note hinausgehen. Jedenfalls ein sehr beachtenswerter Beitrag zur stilistischen Fixierung lyrischen Schaffens; erfreulich ist, daß die Verfasserin sich einer sehr vorsichtigen Untersuchungsmethode bedient, die über die nur allzu oft angewandte und mißbrauchte Methode der Einfühlung bei weitem hinausgeht.

Deutscher Journalistenpiegel, 1926, Nr. 39.

Von der Gliederung und Ornamentik eines Bandes handelt diese Schrift. Wie im einzelnen Gedichte offenbart sich auch in dem Aufbau eines ganzen Bandes, in der Wahl der Überschriften und in der Reihenfolge der Lieder, in ihren Beziehungen zueinander die Künstlerseele. Die Verfasserin spürt den Maßgeheimnissen, den Gleichgewichtsverhältnissen nach, unter deren Einfluß nach ihr jeder wahre Künstler steht. Ein höherer Stil beherrscht ihn, eine Art höhere Mathematik. Die im Text behandelten Fragen werden in Tabellen bildhaft dargestellt. Zur Erläuterung zieht die Verfasserin die Gedichte Rilkes, Georges, Mörikes u. a. heran. Das Buch ist tiefgründig und wirft fesselnde Fragen auf.

Pädagogische Vakanzen-Zeitung, 55. Jahrgang, Nr. 47.

MICHAEL HOCHGESANG

WANDLUNGEN DES DICHTSTILS

160 Seiten 8°. Broschiert Mark 5.50

Vorbemerkung — Geschichte und Gegenwart — Die Sprache — Eschenburg
(Der Rationalismus) — Bürger (Der Sturm u. Drang) — Schiller (Die Klassik)
Dorothea Tieck (Die Romantik) — Der Rhythmus — Die Komposition

Die zugrunde gelegten Übertragungen sind die von Eschenburg, Bürger, Schiller, Dorothea Tieck. Es wird die Verschiedenheit des Sprachstils von Rationalismus, Sturm und Drang, Klassik, Romantik gezeigt und zwar nach der Seite von Sprache, Rhythmus und Komposition. Die interessante Arbeit ist in methodischem Vorgehen und Betrachtungsart der Richtung von Fritz Strich zuzurechnen, auf dessen Anregung sie auch entstanden ist.

Südwestdeutsche Schulblätter, 1927, Nr. 6.

MAX HUEBER/VERLAG/MÜNCHEN NW. 12